

Schwestern und Brüder!

Obwohl die mittlerweile weltweit gültige Zeitrechnung die Menschwerdung des christlichen Gottes als zentrales Datum der Weltgeschichte festsetzt – die Kirche selbst hat sich mit dem 1. Jänner immer etwas schwer getan: Ursprünglich war dieser Tag auch kein christlicher Feiertag; der Namensgeber des 1. Jahresmonats ist ja der heidnische Gott Janus, der mit seiner nach hinten und vorn blickenden Doppelgesichtigkeit die Schwelle zwischen Alt und Neu markiert. Irgendwann richtete man für den 1. Jänner dann das Fest der Beschneidung und Namensgebung Jesu ein, weil diese nach Auskunft des Evangeliums ja 8 Tage nach seiner Geburt stattfand. Erst die Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils entsann sich wieder eines alten römischen Lokalbrauches, und so sieht die kirchliche Liturgie-Ordnung in Anlehnung daran seit 1969 ein „Hochfest der Gottesmutter Maria“ für den Neujahrstag vor, das aber seltsam inhaltsleer bleibt. Es geht darin um nichts bestimmtes: nicht um Geburt, Verkündigung, Himmelfahrt oder sonst ein Datum im Leben Marias. Es gibt aus diesem Grund vermutlich kein kirchliches Fest, das im allgemeinen Bewusstsein derart wenig verankert, ja geradezu unbekannt ist. Und doch: Vielleicht passt dieses unbestimmte Marienfest gar nicht so schlecht zum Jahreswechsel.

Beim Nachdenken über Maria stoße ich immer wieder an diesen einen, irgendwie irritierenden Begriff: jungfräulich, Jungfrau. Im Gegensatz vielleicht zu früheren Zeiten verbinden sich mit diesem Wort heute eher zwiespältige Vorstellungen: Jungfräulichkeit gilt heute nicht unbedingt als erstrebenswerter Lebensinhalt; sie wird assoziiert mit steriler Gefühls- und Anteilslosigkeit, mit mangelnder Vitalität oder auch naiver Ahnungslosigkeit. In anderen Zusammenhängen – etwa für Naturliebhaber – ist Jungfräulichkeit immerhin positiver besetzt und meint Unberührtheit, ungetrübte Klarheit und Schönheit, unbelastete Vorgeschichte, in sich selbst ruhende Unabhängigkeit. Jungfräulichkeit könnte vor diesem Hintergrund also auch anderes bedeuten als weltfremde, fühllos-kühle Geschlechtslosigkeit. Jungfräulichkeit könnte vielmehr etwas oder eigentlich jemanden bezeichnen, der unabhängig und unbelastet ist, der – ohne Berechnung – in ungetrübter Klarheit und Aufrichtigkeit der Welt begegnet, der also seinen Stand in sich selbst hat und sich seiner selbst sicher ist und der gerade kraft dieses Selbstbewusstseins bereit ist zu unvoreingenommener, vertrauender Begegnung mit dem Anderen.

Vielleicht wäre das ein passender Inhalt zur Feier am Beginn eines neuen Jahres. Vielleicht könnte „Jungfräulichkeit“ in diesem Zusammenhang die angemessene Haltung bezeichnen, wie der vor uns liegenden Zukunft, wie der noch jungfräulich-unbeschriebenen weißblättrigen Geschichte des Kommenden *unsererseits* zu begegnen wäre: Weder ängstlich verschlossen noch aggressiv vereinnahmend, sondern aufmerksam, empfänglich und unvoreingenommen, aus Selbstvertrauen vertrauend und offen dem noch Unbekannten gegenüber.

Wie aber – so müssen wir jetzt fragen – kann eine so verstandene jungfräuliche Haltung ein Lebensmodell für uns sein? Sind zumindest wir Erwachsene nicht alle gebrannte Kinder, die ihre Unbefangenheit längst eingebüßt haben durch bereits gemachte Lebenserfahrungen, die uns gerade das Gegenteil gelehrt haben: methodisches Misstrauen, Skepsis, Kalkül mit dem worst-case-scenario? Wer könnte da wieder „jungfräulich“ werden? Ist Jungfräulichkeit nicht überhaupt etwas, das man höchstens verlieren, aber kaum neu gewinnen kann? – Gewiss, was uns wohl am meisten daran hindert, unserer Zukunft in einer jungfräulich-offenen Haltung zu begegnen, ist die Geschichte, die nicht wieder ungeschehen zu machen ist und die auf uns lastet, weil sie uns beileibe nicht nur Grund zu hoffnungsfrohem Vertrauen in die weitere Zukunft gibt. Gerade an so einem Jahreswechsel geht unser Blick ja auch zurück in das Vergangene und kehrt davon wieder nicht nur mit einem Gefühl der Dankbarkeit, sondern auch der bangen Sorge. Die gewiss nicht nur, aber auch leidvolle Erfahrung des Geschehenen berührt uns so sehr, dass wir uns nicht unberührt der Zukunft zuwenden können. Die dicht beschriebene Vergangenheit hindert uns daran, unbekümmert der noch unbeschriebenen Zukunft zu begegnen.

Die Frage, auf die uns das unbekannte Marienhochfest zum Jahresbeginn stoßen kann – diese Frage lautet also: Gibt es etwas, kraft dessen wir der auf uns zukommenden, der noch unbeschriebenen und unverfügbaren Zeit begegnen können – ohne ihr gleich im Vorhinein den Ballast der Vergangenheit in den Weg zu stellen, aber umgekehrt auch ohne laszive Gleichgültigkeit oder frigide Fühllosigkeit sowohl dem Geschehenen als auch dem erst Kommenden gegenüber? – Ich glaube, diese Möglichkeit bietet sich einzig und allein im Glauben daran, dass es eine Wirklichkeit gibt, die den von Vergangenheit und Zukunft umgrenzten Raum menschlicher Geschichte noch übersteigt – im Glauben daran, dass alle Vergangenheit und Zukunft letztlich geborgen ist in Gott. Nur kraft solchen Vertrauens ist es möglich, alle Vergangenheit im Herzen zu tragen, ohne davon korrumpiert oder gar erdrückt zu werden. Nur solch ein Vertrauen erlaubt es, sich mit der Gegenwart einzulassen, ohne dieser Begegnung gleich die ganze Last der eigenen Geschichte und die Angst vor der Zukunft aufzubürden. Nur in so einem Glauben ist es möglich, unvoreingenommen und vertrauensvoll alles Kommende zu erwarten und es für möglich zu halten, dass die Zukunft jenes weiße Blatt ist, auf dem Gott die Geschichte unseres *Heiles* schreibt und vollendet.